

Frank Dammasch/
Hans-Geert Metzger (Hrsg.)

Die Bedeutung des Vaters

Psychoanalytische Perspektiven

Brandes & Apsel



*Frank Dammasch/
Hans-Geert Metzger (Hrsg.)*

*Die Bedeutung
des Vaters*



Die Beiträge dieses Buches schildern in eindrucksvoller Weise, wie vielfältig die Bedeutungsfacetten des Väterlichen sein können. Sie führen uns vor Augen, dass es für Erziehungswissenschaft und Entwicklungspsychologie genauso wie für Eltern und Kinder sowie für Kinder- und Erwachsenenpsychoanalytiker wichtig ist, sich der prägenden Bedeutung des väterlichen Dritten bewusst zu werden.

Frank Dammasch, Dr. phil., Dipl. Soziologe und Pädagoge, arbeitet als analytischer Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeut in eigener Praxis in Frankfurt am Main, Universitätsdozent und Buchautor, zuletzt bei Brandes & Apsel: *Lernen und Lernstörungen bei Kindern und Jugendlichen* (2004, zus. mit Dieter Katzenbach).

Hans-Geert Metzger, Dr. phil., Dipl. Psych. und Psychoanalytiker (DPV) arbeitet klinisch in eigener Praxis in Frankfurt. In den letzten Jahren hat er sich wissenschaftlich und klinisch mit der Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes beschäftigt und mehrere Beiträge zu diesem Thema sowie zur Entwicklung und zur Struktur von Triangulierungsprozessen veröffentlicht.

Frank Dammasch/
Hans-Geert Metzger (Hrsg.)

Die Bedeutung des Vaters

Psychoanalytische Perspektiven

Beiträge von Andrea Bambey,
Heribert Blaß, Raymond Borens,
Ronald Britton, Frank Dammasch,
Walter Gumbinger, Britta Heberle,
Dorothea Lenkisch-Gnädiger,
Joyce McDougall, Hans-Geert Metzger,
Anita Weinreb Katz, Bidy Youell

Brandes & Apsel

Sie finden unser Gesamtverzeichnis mit aktuellen Informationen
im Internet unter: www.brandes-apsel-verlag.de
Wenn Sie unser Gesamtverzeichnis in gedruckter Form wünschen,
senden Sie uns eine E-Mail an: info@brandes-apsel.de
oder eine Postkarte an:

Brandes & Apsel Verlag, Scheidswaldstr. 22, 60385 Frankfurt a. M., Germany

1. Auflage 2015 (E-Book)

2. Auflage 2012 (gedrucktes Buch)

1. Auflage 2006 (gedrucktes Buch)

© Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt a. M.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und
Verbreitung sowie der Übersetzung, Mikroverfilmung, Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen oder optischen Systemen, der öffentlichen
Wiedergabe durch Hörfunk-, Fernsehsendungen und Multimedia sowie der
Bereithaltung in einer Online-Datenbank oder im Internet zur Nutzung
durch Dritte.

DTP: Franziska Gumprecht, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt am Main
Umschlag: MDD-Digitale Produktion, Maintal, Petra Fischer/Janet Gülland,
unter Verwendung eines Bildes von Gunter Ullrich: *Andreas, zeichnend*, 1957,
Öl auf Hartfaserplatte. Mit freundlicher Genehmigung des Künstlers

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-95558-123-7 (E-Book)

ISBN 978-3-86099-820-5 (gedrucktes Buch)

Inhalt

Frank Dammasch/Hans-Geert Metzger

Einleitung

Engagierte Väter – verschwindende Väter 7

Erster Teil

Der Vater in der Vorstellung

Britta Heberle

Die frühe Vater-Kind-Beziehung

Wandlungen im psychoanalytischen Verständnis 20

Heribert Blaß

Erwachsene Liebesbeziehungen

und die mentalisierende Rolle des Vaters 42

Ronald Britton

Für immer Vaters Tochter

Der Athene-Antigone-Komplex 72

Raymond Borens

Unser Vater/Vater unser

88

Hans-Geert Metzger

Die Spannung zwischen realem und idealisiertem Vater

Psychoanalytische Überlegungen anhand

von Urs Widmers Roman Das Buch des Vaters 104

Zweiter Teil

Der Vater in der Ferne

Joyce McDougall

Der tote Vater:

Frühes psychisches Trauma im Zusammenhang

mit Störungen der sexuellen Identität und kreativer Aktivität 126

<i>Frank Dammasch</i>	
Der unsichtbare Dritte	
Über die innere Welt eines vaterlos aufgewachsenen Mädchens	155
<i>Frank Dammasch</i>	
Die alleinerziehende Mutter, das Schuldgefühl und die Lehrerin	179
<i>Biddy Youell</i>	
Abwesende Väter	
Hoffnung und Enttäuschung	198

Dritter Teil

Der Vater in der Familie

<i>Andrea Bambey/Hans-Walter Gumbinger</i>	
Der randständige Vater	
Sozialwissenschaftliche Erkundung einer prekären Familienkonstellation	218
<i>Dorothea Lenkitsch-Gnädinger</i>	
Zur Bedeutung des Vaters im ersten Lebensjahr	
Bericht aus einem psychoanalytischen Forschungsprojekt	255
<i>Anita Weinreb Katz</i>	
Väter im Angesicht der erwachenden Sexualität ihrer Töchter	
Die Wiederkehr des Ödipalen	285
<i>Hans-Geert Metzger</i>	
Das Erlebnis der Vaterschaft und die Angst vor der frühen Kindheit	313

Die Autorinnen und Autoren	333
Nachweise	334

Einleitung

Engagierte Väter – verschwindende Väter

Die Entscheidung zur Vaterschaft

Die Tendenz zur Auflösung gesellschaftlich bindender Traditionen hat die klassisch patriarchale Vaterrolle in den Hintergrund gerückt. Dennoch bleibt der Vater wichtig für die persönliche Entwicklung des Kindes. Aber seine Bedeutung beschränkt sich nicht mehr auf die klar umschriebene ödipale Rolle, in der er das Begehren des Kindes begrenzt und ihm zugleich den Weg in die Welt des Realitätsprinzips öffnet. Die gesellschaftliche Infragestellung der klassischen Familienaufteilung hat zur Suche nach einem neuen Verständnis für die Rolle des Vaters geführt, aber sie führt partiell auch zu einem Trend, die reale und symbolische Anwesenheit des Vaters für überflüssig zu erklären. Wir beobachten zwei durchaus konträre Tendenzen in der Entwicklung der Vaterrolle:

- Einerseits engagieren sich Väter intensiver in der Beziehung zu ihren Kindern. Sie verlieren Berührungsängste gegenüber der kindlichen Welt und beteiligen sich an der Versorgung; sie übernehmen Verantwortung und empfinden diese Erfahrung als eine bedeutsame Erweiterung ihrer Lebenserfahrung.
- Andererseits verschwinden Väter zunehmend aus dem Erlebnisbereich ihrer Kinder. Auch aus Angst vor der regressiven Wiederbelebung der eigenen Kindheit verstärken sie ihr Interesse am Beruf. Zur Vermeidung von Schuldgefühlen verleugnen sie oft ihre Bedeutung für die Entwicklung ihres Kindes.

Zwischen diesen beiden Positionen sind verschiedene weitere Konstellationen denkbar: z. B. der Vater, der eine traditionelle Rolle aufrecht erhalten will; ein distanzierter Vater, der ängstlich Abstand zu seinen Kindern

hält; ein Vater, der von der Mutter wie ein weiteres Kind versorgt werden will und Väter, die eine neue Rolle zwischen empathischer Teilhabe am Erleben des Kindes und notwendiger Begrenzung suchen (vgl. Bambey/Gumbinger in diesem Band).

Die scheinbare Eindeutigkeit der Rolle des Vaters ist verloren gegangen. Schon vor gut vierzig Jahren währte der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich unsere Kultur »Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft«. Anhand der Entwicklung der Vater-Sohn-Beziehung zeigte er auf, wie der technologische Fortschritt und die zunehmende Spezialisierung der Tätigkeitsfelder die Autorität des Vaters verfallen lassen. Dabei ist nicht nur der leiblich reale Familienvater von der sozioökonomisch und geschichtlich bedingten Entwertung betroffen, sondern das »Bild des Vaters« schlechthin:

Es ist vielmehr an ein Erlöschen des Vaterbildes zu denken, das im Wesen unserer Zivilisation selbst begründet ist und das die unterweisende Funktion des Vaters betrifft: Das Arbeitsbild des Vaters verschwindet, wird unbekannt. Gleichzeitig mit diesem von geschichtlichen Prozessen erzwungenen Verlust der Anschauung schlägt die Wertung um. Der hymnischen Verherrlichung des Vaters – und des Vaterlandes! – folgt in der Breite ein »sozialisierter Vaterhaß«, die »Verwerfung des Vaters«, die Entfremdung und deren seelische Entsprechung: »Angst« und »Aggressivität«. (1963, S. 177)

Der sozialpsychologischen Vision Mitscherlichs kommen auch die empirisch feststellbaren aktuellen Familienkonstellationen immer näher. Die nichtehelich geborenen Kinder und die Einelternfamilien ebenso wie die Patchwork-Familien sind seit Jahren im stetigen Wachstum begriffen. Dies bedeutet allerdings nicht, dass sich die Mutter-Vater-Kind-Familie gänzlich auflöst. Obwohl die klassische väterliche Autorität seit langem gesellschaftspolitisch unter Druck gerät, wird die Mehrheit der Kinder nach wie vor in der traditionellen Familie groß. Aber die traditionelle Familie hat Konkurrenz durch andere Beziehungsentwürfe bekommen.

Frauen und Männer können sich heute zunehmend freier für eine Elternschaft entscheiden. Während traditionell die Entscheidung eines Ehepaares für Kinder eine transgenerationale Selbstverständlichkeit war, scheint heute der Kinderwunsch sich erst gegen Wünsche nach unabhängiger Selbstverwirklichung durchsetzen zu müssen. Aktuelle Studien zeigen, dass schon der Wunsch oder die Fähigkeit, einen konstanten Liebes- und Lebenspartner zu finden, abgenommen hat. Auch ökonomische Gründe spielen eine Rolle bei der Entscheidung gegen ein Kind. Psychodynamisch ist die Scheu vor dem Kind häufig durch die Angst vor Ab-

hängigkeit und Verantwortung begründet. Die sozioökonomisch begründete Favorisierung des unabhängig mobilen Individuums bildet den ideologischen Überbau dieser tiefliegenden Ängste. Das Vaterwerden ist also nicht mehr eingebettet in kulturelle Selbstverständlichkeiten, sondern zu einem individuellen Entscheidungsprozess geworden. Bestimmt aber nur diese persönliche Entscheidung den Kinderwunsch, so prägen die innere Einstellung und die dahinter verborgenen Ängste eines Mannes sein Handeln. Dabei steht häufig die Abwehr gegenüber dem Kindlichen im Vordergrund. Ein Vater schildert eine zufällige Begegnung in einem Zugabteil:

Im überfüllten Freitagsnachmittags-IC von Hannover nach Oldenburg ist mein Platz in einem Abteil reserviert, in dem auch eine Mutter mit zwei Kindern sitzt, ein fünf- oder sechsjähriges Mädchen und ein etwa vierjähriger Junge: Sie sind lebhaft, aufgeweckt und neugierig. Bevor Jamie und ich selber Kinder bekamen, hätte ich sie wahrscheinlich als überdreht, nervig und indiskret wahrgenommen. Ich war damals zwar kein Kinderschreck, fand Kinder aber lästig, störend, uninteressant, und selber Vater zu sein, war mir unvorstellbar. Das bessere Wissen über Kinder und Vaterschaft hat sich erst mit der eigenen Erfahrung eingestellt ... (Modick 2005, S. 56f)

Die eigene väterliche Erfahrung wandelt den Blick auf das Kind. Aus einer nervigen Störung der Selbstbezogenheit wird eine lebhaftere Bereicherung durch eine neue Beziehungserfahrung.

Neben der Psychologie bestimmt auch das wirtschaftliche Denken das menschliche Handeln. Kinder erscheinen dort als Störung der funktionalen Abläufe und des effektiven Zeitmanagements. Wieweit ökonomische Sichtweisen bereits das Innenleben des Subjekts bestimmen und Kinder als Störung empfunden werden, zeigt z. B. eine aktuelle Umfrage (BiB 2005), in der 26% aller jungen Männer angeben, keine Kinder haben zu wollen. Ein junger Mann drückt in einem Leserbrief die Ablehnung des Kinderwunsches pointiert aus:

Die Vorstellung, ein Leben lang für jemanden sorgen zu müssen, hat bei mir die reine Panik ausgelöst. Warum sollte ich als Mann einer Frau, die ihren Kinderwunsch erfüllt sehen will, ein Leben lang das Kind alimentieren? (Leserbrief, Brigitte 2005)

Der Kinderwunsch wird bei der Frau verortet, und der potentielle Vater stellt sich als lebenslang finanziell ausgebeuteter Mann an der Leine der Mutter vor. Die Angst vor dem Kind (und vor der Mutter) wird hier ökonomisch maskiert. Das Kind wird auf den Kostenfaktor reduziert. Es besteht

die Gefahr, dass sich in ökonomisch unsicheren Zeiten auch die Familienpolitik von dieser Sichtweise leiten lässt.

Die Fokussierung der Familienpolitik auf die Förderung der Fremdbetreuung von Kleinkindern zur Unterstützung der Erwerbsarbeit der Eltern geht in diese Richtung.

In gesellschaftspolitischer Perspektive werden zwangsläufig die Aspekte der persönlichen Bereicherung, die das Zusammenleben mit einem Kind bedeutet, vernachlässigt. Um neue Erfahrungen zulassen zu können, müssen alte Sicherheiten aufgegeben werden.

Der Vater muss partiell auf gesellschaftliche Gratifikationen verzichten können, um das Leben zu Dritt und den kindlichen Spielraum als Erweiterung seiner Selbsterfahrung nutzen zu können. Der Vater, der sich am kindlichen Spiel beteiligt, überlässt sich einer regressiven Bewegung, die mit der alltäglichen Realitätsbewältigung ausbalanciert werden muss. Dafür kommt der Vater in der Begegnung mit dem Kind mit seiner eigenen inneren Welt in Kontakt. Es tauchen Erinnerungen, Gefühle und Bilder der eigenen Kindheit auf, die oft lange verdrängt waren und jetzt zu einer bereichernden Erfahrung werden können. Altes wird aktualisiert und Neues kann erprobt werden.

Ein Vater schreibt über diese Erfahrung:

Ich will nur sagen, dass in das gegenwärtige Leben mit Lo und Lu sehr viel Vergangenheit erhellend hineinspielt, oft wüsste ich dieses gegenwärtige Leben gar nicht recht einzuschätzen, wenn ich mich an die eigene Vergangenheit nicht erinnern könnte. Solches Erinnern, denke ich oft, ist so etwas wie eine Grundlage für den Umgang mit Lo und Lu, denn mehr als alles hilflose Nachdenken steckt im Erinnern eine Art Wissen oder so etwas wie Erfahrung, früher ahnte ich gar nicht, über wieviel instinktives Wissen und wieviel Erfahrung ich längst verfügte, von denen ich den größten Teil allerdings umschreiben muss, denn natürlich zwingen Lo und Lu mich, diese Erfahrungen zu korrigieren, genau darin besteht ja der große Reiz unseres Umgangs, zu spüren und zu erkennen, wie aus den alten Erfahrungen andere werden und wie man das Kind, das man war, in sich hervorzaubert, damit Lo und Lu es zu ihrem Freund und dadurch zu einem neuen, anderen Kind machen. (Ortheil 2001, S. 232, kursiv F.D./H.-G.M.)

Die Begegnung mit dem Kind gelingt, wenn eine situative Identifikation mit dem kindlichen Erleben möglich ist. Dabei kommt der Vater (und die Mutter) nicht nur mit beglückenden Momenten der eigenen Kindheit in Kontakt, sondern auch mit ungelösten Konflikten, die bislang vielleicht kompensiert waren, aber in der Begegnung mit dem Kind aktualisiert werden und dadurch zu einer inneren Belastung führen können. In den Vätern

werden z. B. unerfüllte Wünsche an den eigenen Vater wach, schmerzliche Enttäuschungen oder ungelöste Beziehungskonflikte mit der Mutter tauchen auf, die zu Unsicherheiten über die Fähigkeit zur eigenen Vaterschaft führen können. Die ungelösten Beziehungskonflikte aus der eigenen Herkunftsfamilie, die inneren Repräsentanzen beeinflussen schließlich nicht nur die Interaktion mit dem Kind, sondern sie können auch unerkannt die elterliche Beziehung belasten.

Unbewusste Kindheitskonflikte engen das Repertoire und die Flexibilität der Beziehungsmöglichkeiten ein. Manch ein Vater hat vor der Entscheidung für ein Kind, auch noch vor der Geburt, die Illusion, er habe unbegrenzte Möglichkeiten der Lebensgestaltung. Alle Fluchtwege vor der Konfrontation mit dem eigenen Innenleben stünden ihm offen.

Durch Eheschließung und Vaterschaft engen sich die Fluchtmöglichkeiten ein. Man wird mit sich und seinen inneren Beziehungsmustern konfrontiert. Die mit Kindern zwangsläufig entstehenden neuen Beziehungserfahrungen provozieren die eingefahrenen Muster der Lebensbewältigung. In den Belastungssituationen werden oft unreife, kindliche Reaktionen aktiviert, auf die in ausgeglichenen Zeiten nicht zurückgegriffen werden muss. Dabei verstricken sich Väter (und Mütter) oft selbst in infantil anmutende Machtkämpfe, die weniger durch das Kind als durch die eigenen unbewussten Grenzen der Beziehungsgestaltung ausgelöst werden.

Ein Beispiel aus unserer psychoanalytischen Praxis:

Ein Vater, der beruflich sehr angespannt und noch dazu im Augenblick wenig erfolgreich ist, fühlte sich müde und hatte an einem Morgen, es war ein Freitag, keine Lust aufzustehen und zur Arbeit zu gehen. Als er dann doch aufgestanden war, suchte er den kleinen Sohn dazu zu bewegen, sich für den Kindergarten anzuziehen und zum Frühstück zu kommen. Der Sohn saß in seinem Zimmer und spielte mit einer Eisenbahn. Er wollte sich nicht anziehen. Der Vater ermahnte ihn. Der Sohn reagierte nicht. Die Ermahnungen wurden immer schärfer und drohender. Der Sohn reagierte darauf mit einem Wutausbruch und schleuderte eine Schiene durch das Zimmer. Schließlich schaltete sich die Mutter ein, drohte ihrerseits Konsequenzen an und brachte den Sohn schließlich dazu, zum Frühstück zu kommen. Von dem familiären Ablauf her wäre es dem Vater durchaus möglich gewesen, sich einige Minuten zu dem Kind zu setzen, mit ihm zu spielen und ihn dann zum Frühstück zu bewegen. Weder für den Vater noch für den Sohn gab es einen unmittelbaren Zeitdruck. Aber der Vater konnte es aus inneren Gründen nicht. Er musste den Sohn heftig und uneinfühlsam ermahnen, weil er sich selbst so zur Disziplin zwingen muss, auch wenn er sich an diesem Tag der Arbeit lieber entzogen hätte. So, wie er den Sohn zwingen will, ist er auch früher von seinen eigenen Eltern

gezwungen worden. Unter dem Druck der Widerständigkeit des Sohnes wurde sein eigenes kindliches Beziehungserleben aktiviert. Er gab den einst selbst erlebten Druck unreflektiert weiter. Deshalb eskalierte die eigentlich harmlose Situation mit einem altersentsprechenden Autonomiewunsch des Sohnes zum zähen Machtkampf.

Das Zusammensein mit einem Kind ist oft weniger eine Belastung durch die äußere Versorgungs- und Erziehungssituation, als vielmehr eine innere Auseinandersetzung mit der eigenen Elternrolle, die eigene kindliche Beziehungserfahrungen aktiviert. Beim Übergang zur Vaterschaft bestehen die inneren Anforderungen zum einen in der Fortentwicklung einer Paarbeziehung zu einer elterlichen Dreiecksbeziehung und zum anderen im Durcharbeiten des eigenen kindlichen Anteils, um die Elternerfahrung zum Wohle des Kindes erweitern zu können.

Der Vater in der Entwicklung des Kindes

Im Gegensatz zur wachsenden gesellschaftlichen Randständigkeit der Autorität des Vaters hat das Bild vom Vater in der Vorstellungswelt des Kindes keineswegs an psychodynamischer Bedeutung verloren. Der intensive Wunsch des Kindes nach dem Vater ist in der psychischen Entwicklung angelegt.

Das Kind wird in eine komplexe beziehungs-dynamische Situation geboren. Die Erwartungen der Eltern, ihre bewussten und unbewussten Wünsche und Ängste bestimmen die Einstellung zu ihrem Kind. Bisher wurde meist die innere Vaterrepräsentanz der Mutter als entscheidend für das Kind angesehen, um sich der Welt und damit auch dem Vater öffnen zu können. Durch die besondere Bedeutung der Mutter im ersten Lebensjahr prägt sie die ersten affektiven Erfahrungen und Beziehungen. Daher steht für viele Autoren ihre innere Bereitschaft bei der Frage im Mittelpunkt, ob der Vater überhaupt eine innere Bedeutung für das Kind bekommen kann. Insbesondere Lacan und seine Nachfolger vertreten diese Position (vgl. Borens 1993).

Die neuere entwicklungspsychologische Forschung hat sich um eine Erweiterung dieses Verständnisses bemüht. So wurden die inneren Repräsentanzen des Vaters, seine Bereitschaft, eine Beziehung zu seinem Kind einzugehen und damit eine trianguläre Struktur zu entfalten, in die das Kind

hineingeboren wird, betont (von Klitzing 2002). In diesem Zusammenhang wurde auch die Bedeutung der elterlichen Beziehung hervorgehoben (z. B. Britton, McDougall in diesem Band).

In dieser komplexen Beziehungsdynamik ist das Baby bereits im Alter von sechs bis acht Wochen in der Lage, eine eigenständige Beziehung nicht nur zur Mutter, sondern auch zum Vater einzugehen. Das Kind bringt von sich aus eine Bereitschaft mit, die Beziehung zu seinen Eltern zu gestalten. Erfahrungen mit einem frühen versorgenden Vater weisen darauf hin, dass zwischen Vater und Kind eine tiefe präverbale Beziehung entstehen kann, die auch auf die Ausgestaltung der ödipalen Dynamik Auswirkungen hat (vgl. Heberle, Metzger in diesem Band).

Angesichts dieser Befunde entsteht die Frage, ob nicht die Bedeutung der inneren Repräsentanzen einerseits und die der entwicklungspsychologischen Situation andererseits manchmal zu sehr alternativ gesehen werden und ob nicht gerade das Zusammenspiel mütterlicher und väterlicher Repräsentanzen und kindlicher Bedürfnisse die Beziehungsdynamik der ersten Lebensjahre prägt.

Die gegenwärtigen theoretischen Diskussionen bemühen sich, die Komplexität dieser frühen Situation und die unzweifelhafte Bedeutung des Vaters im ersten Lebensjahr angemessen darstellen zu können. Dabei handelt es sich, wie wir meinen, um einen un abgeschlossenen Prozess. Insbesondere gilt es, das dyadisch-symbiotische Erleben des Säuglings wie auch seine Fähigkeit zur triadischen Interaktion in einem angemessenen Zusammenhang zu sehen. Die Suche nach einer Gewichtung und konzeptuellen Einordnung dieser Anteile wird in verschiedenen Beiträgen deutlich (vgl. Heberle, Lenkitsch-Gnädinger in diesem Band).

Am Ende des zweiten Lebensjahres sollte eine erste, frühe Triangulierung, die Internalisierung von Dreieckssituationen, entwickelt sein. An diesem Prozess hat der Vater einen wichtigen Anteil, indem er dem Kind dabei hilft, die frühe, vorwiegend dyadische Erfahrung zur sprachlich repräsentierten Welt hin zu öffnen.

Das Kind hat in dieser Zeit erste Erfahrungen mit der ausschließlich dyadischen Situation und mit der gleichzeitigen Anwesenheit eines Dritten gemacht. Es ist nunmehr in der Lage, innerhalb der Triade unterschiedliche Perspektiven einzunehmen. Es kann eine dritte Position einnehmen, von der aus Objektbeziehungen beobachtet werden können. Es kann sich vorstellen, auch selbst beobachtet zu werden. Triangulierung bietet immer den Anreiz, das Fremde, Neue zu entdecken. Die Triade schafft ein Ungleichgewicht und dadurch einen Entwicklungsanreiz, der Gewohntes und

Bekanntes infrage stellt, während die Dyade mit Übereinstimmung und Harmonie verbunden ist (vgl. Metzger: Das Erlebnis der Vaterschaft, in diesem Band).

Über den Prozess der frühen Triangulierung hinausgehend kann auch die weitere Entwicklung als ein dynamisches Wechselspiel zwischen dyadischem und triadischem Erleben verstanden werden. In der ödipalen Situation kulminiert diese Dynamik in besonderer Weise, soll doch hier eine libidinös bestimmte Beziehung mit dem gegengeschlechtlichen Elternteil unter Ausschluss des Dritten hergestellt werden.

Die ödipale Situation war ursprünglich das Paradigma für die Bedeutung des Vaters, der gegen den Wunsch auf eine unmittelbare, inzestuöse Befriedigung das väterliche Gesetz, die Grenze, das Verbot und damit auch die Sprache und die Symbolisierung einführte. Diese Funktion des Vaters hat auch heute in jeder familialen Konstellation eine wichtige strukturierende Bedeutung (vgl. Borens in diesem Band). Nach wie vor werden Väter von ihren Töchtern und Söhnen idealisiert, und diese tragen die Idealisierung in ihre späteren Beziehungen, suchen sich Leitbilder in der Gesellschaft oder lassen die Idealisierung in eine enttäuschte Entwertung umschlagen. Diese Enttäuschung hat auch mit der Art und Weise zu tun, wie der Vater die ödipale Grenzsetzung vertritt. Blaß und Weinberg Katz zeigen die negativen Folgen auf, z. B die Hemmung der Liebesfähigkeit des Erwachsenen, wenn der Vater nur abweisend auf ödipale Wünsche der Tochter oder auf aggressive Attacken des Sohnes reagieren kann (vgl. Blaß, Weinberg Katz in diesem Band).

Die grenzsetzende Funktion bleibt eine wesentliche Bedeutung der Rolle des Vaters. Aber seine Rolle muss nicht, insbesondere in der frühen Entwicklung des Kindes, darauf beschränkt bleiben. Es ergeben sich im Laufe der Entwicklung nicht nur eine, sondern viele Bedeutungen, die sich zwischen empathischer Anteilnahme und fordernder Konsequenz ansiedeln werden.

Der abwesende Dritte

In der klinischen Praxis werden wir als Psychoanalytiker und Kinderpsychotherapeuten überproportional häufig von Patienten aufgesucht, deren Entwicklungsgeschichte nicht durch einen aktiven und versorgenden Va-

ter gekennzeichnet ist. Die Patienten leiden häufig unter einem real oder emotional abwesenden Vater, der nicht dabei geholfen hat, die mächtigen Affekte in der Mutter-Kind-Dyade zu regulieren und die Lösung aus der Bindung zur Mutter zu ermöglichen. Wenn Kindertherapeuten die seltene Möglichkeit haben, direkt mit dem fernen Vater ihrer kleinen Patienten ins Gespräch zu kommen, stellen sie fest, dass den Männern häufig der Übergang in die Vaterschaft mit seinen vielfältigen psychischen Anforderungen nicht gelungen ist. Möglicherweise ist es ihnen nicht möglich gewesen, das eigene psychische Gleichgewicht beim Übergang von der dyadischen Paarbeziehung in eine triadische Elternbeziehung wiederzuerlangen. Oder sie haben Angst vor der Regression und dem primärprozesshaften unstrukturierten Geschehen der frühen Kindesentwicklung, fühlen sich in ihrer männlichen Identität bedroht und halten sich an äußeren Arbeitsstrukturen oder an einer Liebhaberin fest. Oder umgekehrt: Die Geburt löst einen regressiven Prozess aus. Anstelle väterlicher Verantwortung gerät der Mann in die kindliche Position, in der dann die Mutter seines Kindes innerlich mit der eigenen Mutter gleichgesetzt wird. Es werden regressive Bedürfnisse wach, und das eigene Kind wird als Konkurrent an der Mutterbrust erlebt. Die Entwicklung von der Zweierbeziehung zur familiären Dreierbeziehung wird dann als narzisstische Kränkung erlebt und oft reaktiv mit Wut und Entwertung der Partnerin und neu gewordenen Mutter beantwortet. In psychoanalytischer Praxis sehen wir die ganze Vielfältigkeit und unbewusste Konflikthaftigkeit, die einen Vater dazu motivieren können, entweder periodisch oder ganz sein Kind und seine Frau zu verlassen.

Andererseits ist die Vaterschaft vor allem auch eine Sache der Bezeichnung. Vor allem die Mutter hat es in der Hand, den Mann zum Vater ihres Kindes zu machen (vgl. McDougall in diesem Band). Die Beziehung der Mutter zum Vater, ihre Liebe oder ihr Hass entscheiden wesentlich darüber, ob sie dem Vater ihres Kindes die Bedeutung verleiht, die das Kind für eine genügend gute Entwicklung braucht. Die Vaterschaft ist letztlich auch von der inneren Reife und dem Grad der inneren Triangulierung der Mutter abhängig, von ihrer psychischen Fähigkeit, das Kind nicht als Alleinbesitz zu betrachten, sondern es als ein heterosexuelles Produkt von Mann und Frau anzuerkennen. Dies setzt voraus, dass die Mutter sich nicht für allmächtig hält und Vater und Mutter in einem sein will. Allzu häufig treffen wir in Pädagogik und Psychotherapie auch auf alleinerziehende Mütter, die den Vater ihres Kindes entwerten oder verleugnen und das Fehlen des Vaters weder für sich noch für ihr Kind anerkennen können. Wohlmeinende Ver-

suche der Fachleute, den Vater z. B. in eine Erziehungsberatung einzubeziehen, sind dann von vorneherein zum Scheitern verurteilt.

Aber die Einelternfamilie ist nur selten eine freiwillig gewählte Familienform. Alleinerziehende Mütter sind auch mit der Sehnsucht nach einem Liebespartner und bewussten oder unbewussten Schuldgefühlen beschäftigt, ihrem Kind den Vater genommen zu haben. Das schlechte Gewissen in Zusammenarbeit mit der eigenen Bedürftigkeit formen dann unerkanntermaßen die Erziehung, die häufig durch mangelnde Grenzsetzung und Verwöhnungshaltung gekennzeichnet ist. Das Kind wird in diesen Fällen zum Partner. So ist es bei alleinerziehenden Müttern häufig üblich, dass ihre Kinder mit im Ehebett schlafen. Manche alleinerziehende Mütter sind nicht einmal in der Lage, ihr narzisstisches Gleichgewicht durch die kompensierende Benutzung ihres Kindes als Partner zu sichern. Solche schwer traumatisierten Mütter erleben das Fehlen des Kindesvaters als einen existenziellen Verlust, der ihren inneren Halt zerstört und die Fähigkeit zur Mutterschaft ernsthaft gefährdet (vgl. die Behandlung einer schwer traumatisierten Mutter, Youell in diesem Band). Die Gründe einer Mutter, die Erziehung ihres Kindes ohne Vater auf sich zu nehmen, sind immer komplexer Natur und von unbewussten Motiven determiniert, die erst in einem längeren therapeutischen Beziehungsprozess ans Tageslicht kommen.

Die Psychoanalyse vaterlos aufgewachsener Kinder zeigt, dass ein Kind nicht ohne Vaterbild leben kann. Wenn es in der familiären Wirklichkeit keinen männlichen Dritten erlebt, erschafft es sich einen Vater in der Phantasie und stattet ihn mit positiven oder negativen Eigenschaften aus, so wie es das psychische Gleichgewicht erfordert (vgl. Dammasch, Der unsichtbare Dritte, in diesem Band). Dies bedeutet allerdings nicht, dass es gleichgültig ist, ob das Kind kontinuierliche, sinnlich konkrete Interaktionserfahrungen mit einem Vater hat, oder ob es sich ein Vaterbild in der Phantasie gestaltet.

Insbesondere der ödipale Konflikt bleibt beim vaterlos aufgewachsenen Kind ungelöst. In der psychotherapeutischen Praxis zeigt sich, dass die Auswirkungen eines fehlenden männlichen Dritten in der Familie bei Jungen und Mädchen recht unterschiedlich sind.

Dem Jungen fehlt ein gleichgeschlechtliches Vorbild, das ihm als Mann im »Penis-zu-Penis«-Dialog dabei helfen kann, seine männliche Geschlechtsidentität in Abgrenzung zu mütterlich-weiblichen Beziehungsmustern zu entwickeln. Zudem fehlt ihm der ödipale Konkurrent, der ihm den Alleinbesitz der Mutter verbietet, der ihm Nein sagen kann und mit dessen väterlichen Begrenzungen sich der Sohn im Kampfe auseinandersetzt,

bevor er sich schließlich mit der väterlichen Position identifizieren kann. Wenn der ödipale Konflikt mit den Verinnerlichung des väterlichen Gesetzes innerfamiliär nicht ausgetragen werden kann, wird er sich außerfamiliär, z. B. in der Schule aktualisieren (vgl. Dammasch: Die alleinerziehende Mutter, in diesem Band). Ein verleugneter Vater im Inneren der Mutter beeinflusst unbewusst die Erziehung des Sohnes vor allem auch durch das vielfältig bedingte unbewusste Schuldgefühl.

Das vaterlos aufgewachsene Mädchen wird Probleme damit haben, sein ödipal heterosexuelles Begehren in einer sinnlichen Beziehung zu einem Mann konkretisieren zu können. Es wird weder die interaktive Gestaltung der sexuellen Bedürfnisse noch die vom Vater gesetzten Grenzen ihrer Befriedigung erfahren können. Da ihr kein konkretes libidinöses Objekt für den Übergang in die ödipale Welt zur Verfügung steht, bleibt sie tendenziell homoerotisch an die Mutter gebunden, kann auch den oft unbewusst wirksamen Hass nicht durch eine Kontrastbeziehung zu einem Mann neutralisieren.

Die theoretischen und klinischen Beiträge dieses Buches schildern in vielen Facetten, wie subjektiv unterschiedlich und reichhaltig die Bedeutung des Vaterbildes sein kann. Der Vater ist und bleibt eine Herausforderung für Psychotherapie, Forschung und für die Entwicklung des Kindes.

Literatur

- BiB** (2005). Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. 5. 2005.
- Borens, R. (1993). »... Vater sein dagegen sehr«. Ztschr. f. psychoanal. Theorie und Praxis VIII, 1-1993.
- von **Klitzing**, K. (2002). Frühe Entwicklung im Längsschnitt: Von der Beziehungswelt der Eltern zur Vorstellungswelt der Kinder. *Psyche* 2002. 56. Jg. S. 863-887.
- Leserbrief** (2005). *Brigitte*, 12/2005, S.159.
- Mitscherlich**, A. (1963). Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie. München (Piper).
- Modick**, K. (2005). *Vatertagebuch*. Frankfurt (Eichborn).
- Ortheil**, H. J. (2001). *Lo und Lu. Roman eines Vaters*. München (Luchterhand).

Erster Teil

Der Vater in der Vorstellung

Britta Heberle

Die frühe Vater-Kind-Beziehung

Wandlungen im psychoanalytischen Verständnis

Einleitung

Frau S. erzählte im Erstinterview einen wiederkehrenden quälenden Kindheitstraum: »Meine Eltern trennen sich, und ich soll entscheiden, bei wem ich leben möchte.« Sie ergänzte: »Ich hätte mich nie entscheiden können.«

Sie konnte sich nicht vorstellen, auf die warme, beschützende Hand des Vaters zu verzichten, dessen Liebe sie sich gewiß war, auch wenn sie etwas Bedrückendes hatte. Zugleich sehnte sie sich nach der Hand der Mutter, die zerrte und mitriss, an der es zugleich lebendiger und fröhlicher war. So attraktiv die zupackende Hand der Mutter erschien, so hätte sie doch die Hand des Vaters nie loslassen können. Es schien nur ein Entweder-Oder zu geben. Sie hatte kein Bild von sich zwischen den Eltern, jeweils an einer Hand. Real stand übrigens niemals eine Trennung zur Debatte, denn die Eltern führten eine recht glückliche Ehe.

Die Idealisierung der Zweierbeziehung und die Probleme zu dritt bzw. zu mehreren zogen sich wie ein roter Faden durch die Analyse. Anhand ihrer Schilderungen gewann ich den Eindruck, dass in der Herkunftsfamilie von Frau S. die dyadische Beziehungsform einen besonderen Stellenwert einnahm. Es gab ein Eltern- und ein Geschwisterpaar (mit dem ein Jahr jüngeren Bruder), ein Vater-Tochter- und Mutter-Sohn-Paar. Innerhalb jeden Paares schien man sich innig zugetan um den Preis, dass der Dritte ausgeschlossen war.

Auch mit mir stellte Frau S. – wie nicht anders zu erwarten – eine Dyade her, in der ich mich zunehmend unwohl fühlte: gefangen in einer Zweierbeziehung, in der meine helfende Hand ganz konkret gefordert wurde, ich als Person aber keine Bedeutung zu haben schien. Wenn sie von der Liebe ihres Vaters sprach, seiner großen Geduld, seiner Tendenz sich zu-

rückzunehmen, und weinend ihr Bemühen beschrieb, seinen Erwartungen zu genügen, bekam ich das Gefühl, in einem einengenden Korsett zu stecken. Erst später wurde klar, dass ich stellvertretend etwas für die Patientin gefühlt hatte, was sie selbst in der Idealisierung der Vater-Beziehung ablehnte. Es gab wenig Spielraum in dieser Liebe zum Vater, in der die Rollen weitgehend festgeschrieben waren; in der der Vater eine kleine Tochter brauchte, der er helfen und die er beschützen konnte, und meine Patientin diese Rolle übernahm, um ihm ihrerseits zu helfen und sich zugleich seiner zu versichern. Ihre Vitalität und Progression schienen den Vater eher zu bedrohen.

Frau S. kam häufiger auf ihren Kindheitstraum zu sprechen und stets quälte die alte Ambivalenz. Sie konnte sich so sehr in die Unlösbarkeit ihres Dilemmas hineinsteigern, dass ich gleichfalls ratlos wurde. Das Dilemma, das im Traum zur Sprache kam, bestand meines Erachtens in dem Konflikt der Patientin zwischen Dyade und Triade. Gefühle der Sicherheit und Geborgenheit waren an die Zweierbeziehung geknüpft; deshalb konnte sie die Hand des Vaters, die das zu garantieren schien, nicht lassen. Dies stand aber gegen den gleichzeitig vorhandenen unbewussten Wunsch nach der Beziehung mit beiden Eltern, der – wie ich meine – in der Entscheidungsunfähigkeit sichtbar wird. Als ich diesen Wunsch deutete, war Frau S. überrascht; das hatte sie so noch nicht gedacht.

Ihr Vater war kein Vater der Progression, wie er häufig in der Psychoanalyse konzeptualisiert wird, sondern eher ein dyadischer Vater, der die Loslösung seiner Tochter schlecht ertrug. Er war die primäre Pflegeperson für sie gewesen und hatte bis zu seinem frühen Tod in ihrer Pubertät die zentrale Position in ihrem Leben eingenommen. Innerlich besetzte er diese Stelle noch immer, als sie mit Anfang dreißig in Behandlung kam. Im Erstgespräch weinte sie so untröstlich über seinen Verlust, dass ich dachte, er sei gerade erst verstorben; es war aber 16 Jahre her.

Haben wir es hier mit einer unvollständig gelösten frühen Dyade mit umgekehrten Rollen zu tun? Einer Vater- statt einer Mutter-Kind-Dyade? Wie sieht die Entwicklung aus, wenn der Vater mütterlich pflegende und beruhigende Funktionen übernimmt und die Mutter stärker die Außenwelt repräsentiert? Im vorliegenden Fall war der Vater auf Grund einer Depression zudem schwer erreichbar, was die Trennung von ihm zusätzlich erschwerte.

Gibt es überhaupt eine primäre Dyade, die sich erst allmählich zur Triade entwickelt? Ist nicht von Anbeginn des Lebens eine triadische Eltern-Kind-Beziehung anzunehmen? Ich möchte die Falldarstellung hier zu-

nächst unterbrechen und vier psychoanalytische Facetten des frühen bzw. prädipalen Vaters eingehender diskutieren:

1. der Vater als Befreier und Förderer der Individuation
2. der »Vater in der Mutter«, d. h. der symbolische, in der Mutter repräsentierte Vater
3. der dyadische Vater
4. der triadische Vater oder der Vater der Mentalisierung.

Meine *These*, die ich in dieser Arbeit entfalten werde, lautet, dass es von Anfang an eine Triade gibt, die sich in verschiedenen Entwicklungsstufen organisiert: Zu Beginn überwiegen dyadische Unterformen, etwa um die Mitte des zweiten Lebensjahres kommt es zu einer Veränderung, die als frühe Triangulierung bezeichnet wird, bis dann die weitere Entwicklung zur ödipalen Stufe erfolgt. Auch die Mentalisierung dürfte sehr früh beginnen, da – gleichfalls um die Mitte des zweiten Lebensjahres – die Fähigkeit erlangt wird, sich selbst und den anderen als Wesen mit geistig-seelischen Zuständen zu begreifen. Ebenso wie die Triangulierung im Ödipuskomplex kulminiert, erreicht die Mentalisierung mit etwa vier bis fünf Jahren einen Höhepunkt, an dem ein weitgehendes Verständnis des eigenen und fremden Seelenlebens erworben ist (Dornes 2004). Ich möchte beide Entwicklungsprozesse im Hinblick auf den Vater *vor* der frühen Triangulierung diskutieren, der bisher zu wenig Beachtung gefunden hat.

Psychoanalytische Bilder des frühen Vaters

Der Vater als Befreier und Förderer der Individuation

Die Figur des Vaters als Befreier des Kindes aus der symbiotischen Verschmelzung mit der Mutter, als Förderer des Übergangs von der Zweier- zur Dreierbeziehung und somit der Individuation ist mehr oder weniger expliziter Bestandteil der meisten psychoanalytischen Entwicklungstheorien. Manchmal gewinnt man geradezu den Eindruck, dass seine Hervorhebung als Retter vor dem regressiven Sog der Mutter die Bedeutungslosigkeit wettmachen soll, die ihm theoretisch für die frühe Säuglingszeit

zugeschrieben wird. So ausschließlich und allmächtig hier die Mutter gilt, so machtvoll und faszinierend tritt schließlich der Vater in Erscheinung.

Übermächtig hatte schon Freud den Vater konzipiert (vgl. Loewald 1951), der in seiner Theorie der Neurosenentstehung eine zentrale Rolle spielt. Allerdings war sein Hauptaugenmerk auf den ödipalen Vater gerichtet, der präödipale schien noch wenig bedeutsam. Freud unterschied klar zwischen präödipaler Zweierbeziehung mit intensiver Mutterbindung und ödipaler Dreierbeziehung, in welcher der Vater als mächtiger Repräsentant der Realität die enge Verbindung zwischen Mutter und Kind aufbricht (Freud 1923b, 1931b). Erst mit dem Beginn der ödipalen Phase ist das Kind ihm zufolge in der Lage, Dreierbeziehungen einzugehen. Die Dichotomie von Präödipalität und Ödipalität mit der Zuordnung von maternaler Zweier- und paternaler Dreierbeziehung hat sich lange in der Psychoanalyse gehalten, auch im Hinblick auf die entsprechenden Störungsbilder. So wird die Behandlung früher Störungen oft vor dem Hintergrund einer defizitären Mutter-Kind-Dyade konzeptualisiert, während triadische Konzepte mehr beim neurotischen Patienten in Erwägung gezogen werden.

Hans Loewald (a.a.O.) und später Mahler und Gosliner (1955) sind meines Wissens die ersten, die auf die große Bedeutung des präödipalen Vaters für die progressive Entwicklung des Kindes hingewiesen haben. Auch Melanie Klein und Jacques Lacan gehen von frühen triadischen Strukturen im menschlichen Seelenleben aus. Hier steht jedoch der *symbolische* Vater im Zentrum, der dem Kind über die Mutter vermittelt wird. Auf diesen »Vater in der Mutter« gehe ich noch genauer ein.

In beeindruckender Auseinandersetzung mit der Freud'schen Akzentuierung eines im wesentlichen feindlichen Vaters, der die innige Mutter-Kind-Beziehung vor allem stört, arbeitet Loewald (a.a.O.) seine eigene Auffassung einer frühzeitigen förderlichen Vater-Beziehung heraus. Bezugnehmend auf Freuds (1921c) Beschreibung des Vaters als ein Ideal hebt er hervor, dass es eine präödipale positive Identifizierung des Jungen mit dem Vater gibt. Dies wirke der Bedrohung durch die überwältigende, verschlingende Mutter-Imago entgegen und trage, zusammen mit der späteren defensiven Beziehung zum Vater, die aus dessen Kastrationsdrohung herühre, zur Entwicklung und Differenzierung des Ichs bei. Loewald bezieht sich in dieser Arbeit nur auf die männliche Entwicklung. Er sagt nichts zur Identifizierung der Tochter mit dem Vater.

Mahler und Gosliner (a.a.O.) kommen für beide Geschlechter zu einem ähnlichen Ergebnis. Sie halten den Vater als drittes Objekt ab dem zweiten

Lebensjahr für bedeutsam, d. h. ab der Übungs-Subphase des Separations-Individuationsprozesses. Er fördere das Kind bei seinen Erkundungen der nicht-mütterlichen Welt und stelle insbesondere in der Wiederannäherungsphase eine entscheidende Unterstützung gegen die Gefahren des Sogs zurück in die Symbiose dar. Weil er weniger verstrickt sei und seine Beziehung zum Kind keine symbiotischen Wurzeln habe, könne er diese Hilfestellung leisten. Für Jungen wie Mädchen sei der Vater um den achtzehnten Lebensmonat herum zu einer wichtigen Person geworden.¹

Ausgehend von seinen Beobachtungen in Mahlers Labor, beschrieb Ernest Abelin 1971 erstmals sein Konzept der frühen Triangulierung, das einen wichtigen Meilenstein in der psychoanalytischen Vaterforschung darstellt. Aufbauend auf den Arbeiten von Piaget und Spitz versuchte er, im theoretischen Bezugsrahmen von Mahlers Individuationskonzept die zentrale Bedeutung des *realen* Vaters für die innere Strukturbildung des Kindes systematisch zu fassen. Danach realisiert das Kind schon mit achtzehn Monaten die Beziehung zwischen den Eltern, von der es sich ausgeschlossen fühlt. Indem es sich mit den Wünschen jeweils eines Elternteils an den anderen identifiziert, entdeckt es sich selbst als wünschende Person – ein entscheidender Schritt auf dem Wege der Herausbildung der Selbstrepräsentanz. Abelin (1971) definiert Triangulierung als den Prozess, der die intrapsychische Entwicklung von den agierten sensomotorischen Beziehungen hin zu den repräsentierten, symbolischen Beziehungsbildern umfasst (S. 233). Das Vaterbild repräsentiert dabei sowohl die von der Mutter verschiedene, anders geartete Elternperson als auch den mit ihr verbundenen Partner.

Nach Vorläufern in der symbiotischen Phase konnte Abelin in der Übungs-Subphase eine klare Hinwendung zum Vater als dem »unkontaminierten« Liebesobjekt beobachten, das jetzt aufregender und machtvoller erschien als die Mutter. In Konflikten mit ihr wandte sich das Kind an ihn. Dieses Vaterbild – vermutet Abelin (1975) – ist notwendig für eine angemessene Lösung der die Wiederannäherungsphase charakterisierenden Ambivalenz. Das Gelingen der frühen Triangulierung setzt eine hinreichend gute Beziehung zwischen den Eltern voraus. Mit anderen Worten: Vater und Mutter müssen in der inneren Welt des jeweils anderen Elternteils genügend positiv repräsentiert sein.

¹ Auf die Problematik des Mahler'schen Symbiosebegriffs, der nach den Ergebnissen der Säuglingsforschung so nicht haltbar ist, gehe ich nicht näher ein. Siehe hierzu die differenzierten Diskussionen bei Dornes (1996) und Gergely (2000).

In der psychoanalytischen Literatur ist seit den siebziger Jahren eine zunehmende Auseinandersetzung mit der Bedeutung des präödiipalen Vaters für die kindliche Entwicklung zu verzeichnen (im deutschen Sprachraum z. B. Rotmann 1978, Stork 1986, Bürgin 1998, Dammasch u. Metzger 1999, Metzger 2002). Dammasch und Metzger (a.a.O.) plädieren dafür, den Bezugsrahmen von Abelins früher Triangulierung – Mahlers Entwicklungstheorie von Symbiose und Individuation – grundsätzlich beizubehalten. Sie finden Mahlers Theorie zwar zu eng gefasst, möchten sie aber nicht in der Weise in Frage stellen, wie das die neuere empirische Säuglingsforschung tue. Beziehe man nämlich den Vater in die Forschung mit ein, zeige sich, wie dringend das Kind seiner als drittes Objekt bedarf, um sich aus der tiefen Abhängigkeit von der Mutter zu lösen. Zum einen begrenze der Vater die Illusion einer ewig währenden narzisstischen Verbundenheit mit der omnipotenten guten Mutter-Imago, zum andern befreie er das Kind aus genau dieser Fusion und schütze das sich differenzierende Ich vor der Bedrohung, erneut in den regressiven Sog der Symbiose zu geraten.

Die zentralen Annahmen der bisher genannten Autoren könnte man dahingehend zusammenfassen: Der Vater ist als reale, sinnlich erfahrbare Person für die Entwicklung der autonomen und symbolischen Funktionen des Kindes unverzichtbar. Als Vater der Progression repräsentiert er eine Alternative zur drohenden Stagnation in der Mutter-Kind-Dyade, aus deren Gefahren – narzisstische Entleerung bzw. narzisstische Grandiosität – er das Kind befreit. Hierbei wird i.d.R. vorausgesetzt, dass die Zweierbeziehung das Primäre ist und sich das Kind hin zur Dreierbeziehung entwickelt. Aus der Dyade mit der Mutter geht es mit Hilfe der spezifischen triangulierenden Funktion des Vaters in die triadische Beziehungswelt über.

Sowohl Abelin (1975), Bürgin (a.a.O.) als auch Dammasch und Metzger (a.a.O.) gehen zwar davon aus, dass der Vater früh wahrgenommen wird und eine Beziehung zu ihm entsteht. Abelin (a.a.O.) spricht sogar in einem ausführlich berichteten Fall – Michael – von der symbiotischen Qualität der Beziehung zum Vater, die sich parallel zu derjenigen mit der Mutter in den frühesten Wochen entwickelt habe. Dies scheint jedoch den Akzent der Autoren, den sie auf die besondere Rolle des Vaters als Garant für die Separation legen, nicht zu relativieren.

Ich meine aber, dass der Vater schon vor der Separation eine entscheidendere Rolle spielt, als ihm hier zugestanden wird. Bevor ich jedoch diesen Gedanken weiterverfolge, möchte ich einige Anmerkungen zum sym-

bolischen Vater machen, der zweifellos großen Einfluss auf die triadischen Beziehungserfahrungen des Kindes hat.

Der »Vater in der Mutter«

Der symbolische Vater spielt insbesondere in den Schulen, die sich auf Melanie Klein und Jacques Lacan berufen, eine wichtige Rolle. Beide Konzeptionen gehen von frühen triadischen Beziehungen aus; der Vater als Dritter erscheint hier nicht als reale Elternperson, die durch ihr Verhalten bestimmte Erfahrungen bewirkt, sondern wird als väterliche Re-präsentanz in der Mutter konzipiert. Beide Modelle möchte ich in diesem Rahmen nur kurz skizzieren.

In der Klein'schen Auffassung (Klein 1932) wendet sich das frustrierte, von der Brust entwöhnte Kind – gegen Ende des ersten Lebensjahres – dem Penis des Vaters zu, von dem es nunmehr orale Befriedigung erhofft. Den väterlichen Penis phantasiert es als im Körper der Mutter befindlich: So entsteht der symbolische trianguläre Raum in der frühen Ödipusphase.

Bei Lacan (1953) ist die Anerkennung des Vaters und seines Gesetzes in der Innenwelt der Mutter das entscheidende Agens und notwendige dritte Element, das die Verschmelzung von Mutter und Kind aufbricht. Die Betonung liegt – wie in den oben diskutierten Ansätzen – auf der Separation. Das väterliche Gesetz legt den Platz des Kindes in der Generationenfolge fest und verhindert, dass es einzig das Objekt mütterlichen Begehrens bleibt. Das Kind wird im Normalfall gleichsam in einen ödipalen Rahmen geboren. Für die Entwicklung des symbolischen Denkens ist die Anerkennung des Dritten unabdingbar, denn erst in der Dreiecksituation werden Distanzierung und Perspektivwechsel möglich. Die symbolische Funktion des Vaters – sein Name, sein Nein (le Nom/Non du père) – ist wie die Sprache von Anfang an, ja schon vor dem Anfang da. Das väterliche Prinzip wird nicht als chronologisch bedeutsam für bestimmte Entwicklungsschritte betrachtet, sondern gilt als eine grundsätzliche Struktur der menschlichen Existenz (Borens 1993, S. 24 ff).

Auch Thomas Ogden (1989) postuliert eine frühe symbolische Triade innerhalb der Mutter-Kind-Dyade. In seinem Konzept der ödipalen Übergangsbeziehung, die den Ödipuskomplex vorbereitet, ist der Dritte im Unbewussten der Mutter nicht der Kindesvater, sondern der Vater der

Mutter. Das Kind entdeckt in dem noch nicht völlig getrennten mütterlichen Objekt das libidinöse Objekt der Mutter. Zum tatsächlichen Vater hat es zu diesem Zeitpunkt noch keine Beziehung, die eine Internalisierung zuließe.

Die frühe Triade ist hier gewissermaßen transgenerational gedacht – ein Gedankengang, der ebenfalls bei Lacan zu finden ist: Dass nämlich die internalisierte Triangulierung der Mutter eine wesentliche Voraussetzung für eine gelingende Triangulierung beim Kind ist. Kai von Klitzing (2002b) erweitert diesen Gedanken auch auf den Vater, dessen triangulierte Struktur für die Entwicklung des Kindes nicht minder bedeutsam sei.

In den genannten Konzepten wird die reale Präsenz des Vaters – zumindest in der Frühphase der Entwicklung – als weniger wichtig erachtet. So schreibt beispielsweise Borens (a.a.O.), dass das Fehlen des realen Vaters, besonders in der deutschsprachigen Nachkriegspsychoanalyse, sehr überschätzt wurde. Im wesentlichen regelt die Mutter durch ihre Anerkennung des Vaters und seines Gesetzes den Zugang zur väterlichen Welt (S. 25). Reicht aber der symbolische Dritte aus, um stabile trianguläre Strukturen und Repräsentanzen auszubilden? Man könnte umgekehrt argumentieren, dass gerade Säugling und Kleinkind der realen Anwesenheit des Vaters bedürfen, um überhaupt frühe triadische Erfahrungen machen zu können. Denn erst die sinnliche Erfahrung von Präsenz und Abwesenheit des Vaters führt im Zuge der mentalen Reifungsprozesse zur Repräsentanz des väterlichen Objekts.

Die Differenz der Auffassungen hängt auch davon ab, inwieweit man psychische Entwicklung als eigengesetzlichen, naturhaft vorgegebenen inneren Vorgang betrachtet oder die biografischen Erfahrungen des Kindes stärker gewichtet. In der einen Auffassung wird postuliert, dass der Säugling von Anfang an phantasieren kann im Sinne einer frühen inneren Objektwelt; hier muss zwar die Mutter real sein, der Vater genügt aber als Symbol. Die andere Auffassung orientiert sich stärker an den Ergebnissen der Säuglingsforschung und geht davon aus, dass die sensomotorische Erfahrung der Symbolbildung vorausgeht.

Wie immer die Gewichtung zwischen dem »Vater in der Mutter« und dem realen Vater konzeptualisiert wird, so liegt auf der Hand, dass in jedem Fall das Kind umso mehr auf seine Imagination angewiesen ist, je weniger der Vater real präsent ist.

Der dyadische Vater

Mutter und Vater repräsentieren für das Kind zwar verschiedene biologische und soziologische Geschlechter, die jeweils unterschiedliche Beziehungserfahrungen vermitteln, aber sind ihre Rollen so eindeutig zu unterscheiden, wie in der psychoanalytischen Literatur manchmal angenommen wird? Nicht nur in der Psychoanalyse besteht ein Bedürfnis, in der Theorie eine eindeutige Ordnung herzustellen und möglichst klare Trennlinien zu ziehen. Die vorfindliche Wirklichkeit entspricht dem aber nicht immer. Hierher gehört – meine ich – auch das Bild des Vaters als strahlender Held, der das Kind aus der mütterlich-fusionären Welt befreit. Der Vater der Progression, den es zweifellos gibt, stellt nur eine Facette im Spektrum möglicher Vaterrollen dar. Zentriert man den Blick hauptsächlich auf den Befreier, geht leicht die beeindruckende Vielfalt väterlicher Funktionen verloren. Hier ist insbesondere die frühe dyadische Vater-Kind-Beziehung zu nennen, in der das Kind eine von der Mutter unabhängige Vaterbindung entwickelt.

Die Dyade mit dem Vater wird deutlicher sichtbar, wenn er als primäre Betreuungsperson fungiert. Ist der Vater der sekundäre Versorger, wie in unserer Kultur üblich, ist die Dyade zwar versteckter, aber dennoch wirksam.

Der dyadische Vater als primäre Pflegeperson

Kyle Pruett (1983, 1984) untersuchte in einer Langzeitstudie 17 Familien, in denen die Väter primär versorgend waren. Die Kinder, acht Jungen und neun Mädchen, entwickelten sich ganz ausgezeichnet, sowohl was die Ich-Funktionen als auch die Objektbezogenheit betraf. Sie erschienen lebhaft und neugierig und viele schnitten bei den standardisierten Entwicklungstests besser als die Norm ihrer Altersgruppe ab. Mütter und Väter der untersuchten Familien verfügten über eine sichere Geschlechtsidentität, die ihnen erlaubte, im Geschlechtsrollenverhalten eine große Flexibilität an den Tag zu legen bis hin zum Tausch der traditionellen Elternrollen.

Als eine für die Studie typische Familie schildert Pruett (1984) Sam und seine Eltern genauer. Sam scheint sich in seiner Entwicklung nicht wesentlich von den Fällen aus Abelins Material zu unterscheiden, nur dass hier Vater- und Mutterrolle vertauscht sind. Bei Abelin steht die Mutter dem Kind zunächst näher, während der Vater durch sein Kommen und Gehen distanzierter und andersartiger erscheint. Er vertritt mehr die Außenwelt. Diese Rolle hat für Sam die berufstätige Mutter inne. Ihr

Kommen und Gehen wird von ihm akzeptiert, während er ausgesprochen bekümmert auf jede Trennung vom Vater reagiert. Im Alter von etwas mehr als achtzehn Monaten hat Sam seinen ersten Wutanfall, als er seinen Vater mit einem anderen Säugling im Arm erblickt. Pruett vermutet in dieser Szene zu Recht das gegengeschlechtliche Pendant zur »Madonnakonstellation« Abelins.² Was Abelin als naturgegebene Aufteilung zwischen Mutter und Vater ansieht, erweist sich durch seine Umkehrung bei Pruett als gesellschaftlich geformt. Dass sich anfangs eine bevorzugte Dyade auszubilden scheint, hat wahrscheinlich damit zu tun, dass in der Regel ein Elternteil oder auch eine andere Person die wesentlichen Pflege-, Ernährungs- und Beziehungsaufgaben übernimmt. Dauer und Kontinuität der mit dem Säugling verbrachten Zeit formen die Interaktion und führen – ob Vater oder Mutter – zu einer feineren Modulation und Abstimmung auf die Bedürfnisse des Kindes. Die Ergebnisse von Pruett's Studie sprechen dafür, dass auch Väter über die intuitive Fähigkeit verfügen, die Signale ihrer Säuglinge hellhörig wahrzunehmen und sich darauf einzustellen. Das stimmt mit den Erkenntnissen des Forscherehepaars Papousek (1987) überein, das bei den intuitiven elterlichen Verhaltensanpassungen an die kindlichen Bedürfnisse keine Unterschiede zwischen Müttern und Vätern fand.

Unterschiede zwischen Vater- und Mutter-Kind-Dyade

Wenn auch die primäre Versorgung durch Mutter oder Vater gleich gut zu sein scheint, so werden doch von mehreren Autoren (beispielsweise Yogman 1982, Pruett 1983, Herzog 1998) Unterschiede hinsichtlich der *Versorgungsstile* beschrieben, unabhängig davon, wer die primäre oder sekundäre Pflegeperson ist.

Während sich Mütter ihren Kindern eher gleichbleibend anzupassen versuchen, laufen die Interaktionen zwischen Vater und Kind von Geburt an intensiver, erregender und insgesamt körperlicher ab. Das stärker stimulierende väterliche Betreuungsmuster erwies sich für primär wie sekundär versorgende Väter in einer Reihe von Studien als einzigartig und stabil (Yogman a.a.O.). James Herzog (1998), der die konkrete väterliche Präsenz absolut notwendig für das Wachstum des Kindes hält, hat in seinen Familienstudien das Vaterspiel näher untersucht. Er verweist auf dessen vi-

² Die »Madonnakonstellation« stellt eine Triade aus der Mutter, einem anderen Säugling und dem Selbst dar, innerhalb derer eine Triangulierung durch »generationelle Identifizierung« erfolgen kann. Das Kind identifiziert sich mit dem Säugling oder mit der Mutter (Abelin 1986, S. 65).